



Flüchtlinge
1945 an der
Grenze in St.
Margrethen

Will Riehen sich erinnern?

Die einzige Schweizer Gedenkstätte für jüdische Flüchtlinge steht bei Basel. Aber sie ist bloß geduldet VON PEER TEUWSEN

Zum 75. Mal jährt sich am 9. November der Beginn der nationalsozialistischen Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung Deutschlands. Es war der Anfang eines bis dahin unvorstellbaren Genozids. Viele Juden flüchteten vor ihren Häschern auch in die Schweiz – die meisten von ihnen aber wurden von den Behörden an der Grenze abgewiesen oder wieder nach Deutschland zurückgeschickt. In den sicheren Tod. Laut dem Berger-Bericht waren es etwa 30 000 Juden, denen die Schweizer dieses Schicksal bescherten. An dieses düstere Kapitel erinnert in der Schweiz aber nur eine einzige Gedenkstätte. Sie steht seit 2012 in der Basler Gemeinde Riehen, untergebracht in einem ehemaligen Bahnwärterhaus, in dem während des Zweiten Weltkriegs Mitarbeiter der Deutschen Reichsbahn wohnten und die Zurückweisung jüdischer Flüchtlinge mit eigenen Augen sahen. Die Gedenkstätte, die man kostenlos besuchen kann, ist in privater Hand, sie wird von der Öffentlichkeit mit keinem einzigen Franken unterstützt. Ein an sich unbegreiflicher Umstand.

Belebt wird der Ort, der sich dem Schicksal jüdischer und anderer Flüchtlinge in der Schweiz widmet, vom seinem Gründer, dem umtriebigen 60-jährigen Theologen und Pfarrer Johannes Czwalina. Er hat sich einen Namen als Berater und Coach deutscher Führungskräfte gemacht. Die Gedenkstätte kann heute auf eine beeindruckende Gästeliste blicken. So hielten etwa Professor Wolfgang Benz, der ehemalige Direktor des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin, oder der Münchner Trauma-Psychologe Louis Lewitan Vorträge. Am 10. November wird Daniel Gerson, Dozent für jüdische Geschichte an der Uni Basel, zum 75. Jahrestag der Reichspogromnacht sprechen. Johannes Czwalina empfängt auch viele Schulklassen.

Den Betreiber der Gedenkstätte plagen akute Geldsorgen

Czwalina selbst aber ist das, was man wohl eine »umstrittene Persönlichkeit« nennen würde. Er ist in den fünfziger Jahren in einer »arisierten« Villa am Wannsee aufgewachsen und hat gerade ein Buch über das Schweigen der Täter- und Opfergeneration des Zweiten Weltkrieges geschrieben: *Das Schweigen redet. Wann vergeht diese Vergangenheit?* Schweizweit aufgefallen ist Czwalina, als er 2011 per Inserat anbot, die Bußen für fünf muslimische Basler Familien zu bezahlen, die ihre Kinder aus Scham nicht in den Schwimmunterricht schicken wollten. Die Folge waren an die 100 Hassschreiben und mehrere Morddrohungen. Ja, Czwalina ist ein Getriebener, das ist klar, einer, der unbedingt das Gute will – und es nicht immer bekommt. Und so einer hat es nicht leicht. Er ist per se verdächtig.

Wer nun aber denkt, der Mann verdiene mit seiner viel gepriesenen Berater Tätigkeit so hervorragend, dass er nebenbei die Gedenkstätte gut unterhalten könne, der irrt. Czwalina, der von sich sagt »Wenig zu haben ist geil«, steckt alles, was er hat, in seine Nebentätigkeit. So musste er gerade seine Eigentumswohnung verkaufen, um die laufenden

Kosten der Gedenkstätte begleichen zu können. Und ohne ehrenamtliche Helferinnen und Helfer könnte er den Betrieb schon lange nicht mehr aufrechterhalten.

Es ist wohl auch seine Art, welche die Gemeinde Riehen von Anfang an skeptisch sein ließ. »Man gab mir klar und deutlich zu verstehen, dass ich niemals mit finanzieller Unterstützung von der Gemeinde rechnen könne. Es ist mir unverständlich, dass niemand von der Gemeinde auf mich zugekommen ist, um zu helfen. Ich hätte es wohl leichter gehabt, wenn ich einen Dreiländerpuff aufgemacht hätte«, sagt Johannes Czwalina. Riehen, welches die weltberühmte Kunstsammlung Fondation Beyeler beheimatet, gehört zu den reichsten Gemeinden der Schweiz. Und als auch noch die geplante Zusammenarbeit mit dem Institut für Jüdische Studien an der Universität Basel, welches die Gedenkstätte inhaltlich begleiten sollte, infolge unterschiedlicher Geschichtsauffassungen scheiterte, wurde die Gemeinde noch skeptischer. Oder hatte man einfach eine gute Ausrede?

Riehen bittet auf seiner Webseite um Spenden für Czwalina

Die Verantwortlichen geben sich jedenfalls auch heute noch zurückhaltend, um nicht zu sagen übervorsichtig. Die Gemeinderätin Maria Iselin-Löffler, die für Museen und Kultur zuständig ist, wird am Telefon sehr nervös, als der Name Czwalina fällt, und weist jede Verantwortung von sich: »Herr Czwalina ist nie mit einer offiziellen Anfrage an die Gemeinde gelangt.« Um dann auf die Frage, was passieren würde, wenn er mit einem Fördergesuch an sie heranträte, zu antworten: »So ein Gesuch müsste vom gesamten Gemeinderat beurteilt werden, nicht von mir allein. Denn generell sind die Ansichten betreffend der Ausrichtung der Gedenkstätte sehr unterschiedlich.« Auch Gemeindepräsident Willi Fischer will die Causa Czwalina nur mit Samthandschuhen anfassen: »Ich persönlich stehe der Gedenkstätte positiv gegenüber. Ich will aber nicht verhehlen, dass zwischen der Gedenkstätte von Herrn Czwalina und dem Institut für Jüdische Studien der Universität Basel unterschiedliche Auffassungen bestehen.« Freude klingt irgendwie anders.

Warum so viel Vorsicht, so viel Bedenken, so viel Nervosität? Warum wuchert Riehen nicht mit seinen Pfunden und rühmt sich der Gedenkstätte? Warum nimmt man die Sache nicht selbst in die Hand? Wer Geld gibt, kann ja auch Einfluss nehmen. Ein erster Schritt wäre getan. Auf der Webseite der Gemeinde ist die Gedenkstätte seit Kurzem offiziell bei den Museen aufgeführt. Man bittet dort eindringlich um Spenden für den Unterhalt der Gedenkstätte, einen Unterhalt, für den man selbst nicht aufkommen will.

Man wird den Eindruck nicht los, dass dieses Bahnwärterhaus in Riehen den Einwohnerinnen und Einwohnern nicht ganz geheuer ist. Weil es sie an etwas erinnert, an das sie nicht erinnern werden wollen? Sollte dem so sein, hätte die Gedenkstätte einen Teil ihres Zwecks jedenfalls schon erfüllt.

Mehr Informationen findet man unter www.gedenkstaetteriehen.ch

NORD-SÜD-ACHSE

Gestatten, Wilhelm Klein

Auch ein Mann fehlt bei den Heldenwochen der SRG VON ANITA FETZ

Jetzt beginnen sie, die Heiligen-, Haudegen- und Heldenwochen beim Leutschenbacher Farbfernsehen. Uns allen wird sicher ganz tagesschauerlich ums Herz, und wir werden Lust bekunden, uns zu erheben und die Nationalhymne anzustimmen. Diese gab es zwar noch nicht, aber man soll es mit geschichtlicher Genauigkeit nicht übertreiben wollen, wenn es ums Fernsehen geht. So haben wir das in den vergangenen Wochen gelernt. Und wenn wir alle Sendungen mit den sechs Herren gesehen haben, wissen wir, wer wir sind (Männer), woher wir kommen (aus dem Fernsehen) und was Schweizer Identität ist (das Ergebnis des Quotenprogramms der SRG). Lob und Dank sei dem Herrn de Weck.

Genug gefrotzelt. Ich finde es toll, dass über die Schweizer Geschichte diskutiert wird, auch wenn ich mir einen anderen Anlass dazu gewünscht hätte. Als Kontrastprogramm will ich hier aber nicht über eine der weggesparten Frauen schreiben, sondern über einen Mann. Einen Politiker, aufgewachsen an der Grenze zu Deutschland.

Auf die Gefahr hin, Sie enttäuschen zu müssen: Er war nicht der Sohn eines Pfarrers, sondern der eines Lehrers. Er lebte im 19. Jahrhundert und war einer meiner Vorgänger im Ständerat, wenn auch nur für wenige Wochen. Das war 1881, und es kam so: Wilhelm Klein – so sein Name – war im damals konservativen Basel ein Politiker der Radikalen – des linken Flügels. Und trotzdem Regierungsrat. In dieser Zeit wurden in Basel die Regierungsräte nicht von den wahlberechtigten Männern gewählt, sondern vom Parlament. Dieses war konservativ und servierte 1878 Klein wieder ab. Um seine Familie durchzubringen, nahm er eine Stelle beim Bund an und wurde einer der ersten Fabrikinspektoren. Diese Stellen waren mit dem Fabrikgesetz von 1877 eingerichtet worden, diesem ersten Sozialgesetz der Schweiz. Mit dem Fabrikgesetz war eine gesamtschweizerische

Haftpflicht für Fabrikanten bei Unfällen und Berufskrankheiten in ihrem Betrieb eingeführt worden. Verunfälle vorher ein Familienvater in einem Betrieb, so war die Familie auf Almosen des früheren Arbeitgebers angewiesen oder wurde vollständig mittellos. Das Fabrikgesetz hätte das ändern sollen. Nur: Die Umsetzung war so mangelhaft, dass viele Arbeiterfamilien weiterhin mit keiner oder zu geringer Entschädigung dastanden.

Als Fabrikinspektor sah Klein diese Not und verfaß sie auch nicht, als ihn das kantonale Parlament als Wiedergutmachung später in den Ständerat wählte.

Nach wenigen Wochen trat er wieder zurück, weil er in den Nationalrat gewählt worden war. Dort verlangte er vom Bundesrat einen Bericht darüber, »ob nicht eine allgemeine, obligatorische Arbeiterunfallversicherung anzustreben sei«. Der Bundesrat setzte eine Arbeitsgruppe ein. Deren Befund: Es brauchte eine neue Verfassungsgrundlage. 1890 stimmten die Schweizer Männer dem neuen Artikel über eine Kranken- und Unfallversicherung in der Bundesverfassung zu. Es war die Geburtsstunde der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt, der Suva.

Diese Abstimmung und die Umsetzung »seiner« obligatorischen Versicherung hat Klein nicht mehr erlebt: Vier Tage nach seiner Wiederwahl 1887 vermeldete das Basler Jahrbuch, mit dem 62-jährigen Wilhelm Klein sei »der thatkräftigste und redgewaltigste Führer der Radikalen Basels« gestorben.

Kein Held, kein Haudegen und kein Heiliger. Aber einer der vielen Frauen und Männer, die die Schweiz mitgeprägt und die Grundlagen für das Erfolgsmodell Schweiz – den sozialen Ausgleich – gelegt haben. Und über die wir aus dem Schweizer Farbfernsehen nichts erfahren werden.

Nächste Woche in unserer Kolumne »Nord-Süd-Achse«: der Tessiner Financier Tito Tettamanti



Anita Fetz ist
Unternehmerin und
Basler SP-Ständerätin

Herr Rektor und sein unmöglicher Job

Was hinter den Wirren an der Uni Zürich steckt

Der Fisch, er stinkt vom Kopf her. Und so ist für viele Kommentatoren auch im Fall Mörgeli, der die Universität Zürich noch immer beschäftigt, die Sache klar: Schuld am Schlamassel tragen die Uni-Leitung und ihr Rektor Andreas Fischer. Er ließ den Historiker und SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli als Kurator am Medizinhistorischen Museum schalten und walten, ohne seine Leistungen zu kontrollieren. Er erstattete Strafanzeige gegen unbekannt, um herauszufinden, wer der Presse einen Bericht zugespielt hatte, der schließlich zur Entlassung des Titularprofessors führte. Hierzu ließ Fischer alle E-Mail-Konten der Universität nach Pressekontakten durchforsten. Ja, er feuerte eine verdächtige Professorin, ohne dass man ihr eine Straftat nachweisen konnte, was einen internationalen Proteststurm auslöste.

Nun ist Andreas Fischer tatsächlich kein guter Uni-Rektor – und vor allem kein glänzender Kommunikator. Allerdings ist er ebenso ein Opfer des Systems. Ein Opfer der modernen Uni. Seit die Schweizer Universitäten Ende der neunziger Jahre entpolitisiert und in die Autonomie entlassen wurden, werden sie wie Unternehmen geführt. Allerdings nicht von Führungskräften, die dafür ausgebildet sind, einen Großbetrieb mit mehreren Tausend Mitarbeitern auf Kurs zu halten. Sondern von Laien. Die Uni-Professoren wählen ihren Häuptling aus den eigenen Reihen. So hat an der Uni Basel ein Ägyptologe das Sagen, in Bern ein Infektiologe. Und Rektor Fischer? Er war Professor für Anglistik. Einem wie ihm liegt das altenglische Epos *Beowulf* näher als das neudeutsche *management by delegation*. Also stellt sich im Fall Mörgeli, der zum Fall Fischer geworden ist, die grundsätzliche Frage: Wie sollen die Schweizer Unis in Zukunft geführt werden? Und von wem?

MATTHIAS DAUM

Die Mobilität von morgen beginnt schon heute. Erfahren Sie, welche Köpfe hinter BMW i stecken:

www.bmwgroup.com/neuemobilitaet

Jetzt Film ansehen.

MANCHE REVOLUTIONEN ENTSTEHEN
IN DEN KÖPFEN EINZELNER.
UNSERE IN DEN KÖPFEN VIELER.

MOTOR EINER NEUEN MOBILITÄT.

BMW
GROUP

